



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deren Schluß der Leser zu seiner nähern Belehrung höchst naiv auf Mothes' „Baulexicon“ verwiesen wird. Ja, das ganze Buch ist eigentlich weiter nichts — und die Herausgeber sprechen das auch ungenirt aus — als eine Art Absenker von besagtem Mothes'schen Baulexicon. Die Artikel über Baukunst sind excerptirt, die über Iconographie, Kunstarchäologie und Heraldik herübergenommen und erweitert, dazwischen dann Artikel aus der Kostümkunde eingeschoben, und siehe da, das „Archäologische Wörterbuch“ war fertig. Eine solche Buchmacherei, bei der das eine Buch bloß fabricirt wird, um das andere verkaufen zu helfen, sollte man doch nicht für möglich halten.

Ebenso viel wie der Text lassen aber auch die Abbildungen zu wünschen übrig, nicht in ihrer technischen Herstellung, die bisweilen recht gut, im übrigen wenigstens genügend ist, wohl aber in ihrer Auswahl. Man braucht die Hefte nur durchzublättern, um sich zu überzeugen, daß hier nicht nach einer bestimmten ratio verfahren ist, sondern daß die Verlagshandlung auskramt, was sie gerade hat. Manches hätte recht gut wegbleiben können, anderes vermißt man schmerzlich. Auf dem Umschlage hat die Verlagshandlung sich das kindliche Vergnügen gemacht, die beiden Herausgeber in effigie anzubringen. Herr Baurath Dr. Mothes aus Leipzig und Herr Dr. Müller aus Bremen, der eine in enganliegenden Beinkleidern und pelzverbrämter Jacke, in den Händen einen aufgerollten Bauriß, der andere in langem, bis auf den Fußboden herabreichenden Talare und mit einem Buche unter dem Arme, erscheinen vor einem pappernen Theaterkaiser, dem sie ihre Reverenz machen, während im Hintergrunde verschiedene Künstler, unter ihnen einer mit den Gesichtszügen Dürer's (!), ihrer Kunstthätigkeit obliegen. Hätte die Verlagshandlung anstatt dieses puerilen Umschlages ein paar gute Illustrationen mehr schneiden lassen, das wäre klüger gewesen.

* * *

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 2. August.

Es bleibt die Signatur dieses Sommers: das Unwahrscheinlichste, hier wird's Ereigniß. Nach einem eifigen Frühjahr diese sengende Gluth, und trotz derselben eine politische Erregtheit, wie sie in außerparlamentarischer Zeit seit dem letzten Kriege nicht wieder bemerkt wurde. Die Brüsseler Diplomatenversammlung allein freilich — so anziehend immer das Schauspiel eines Weltcongresses sein mag — würde die heitere Ruhe der Bade- und Reisesaison nicht stören; sie will dem Weisthen gleich im Verborgenen blühen und leider mögen jene Pessimisten wohl nicht Unrecht haben, welche der Ansicht sind, daß das Endergebniß ihrer Berathungen dieses bescheidene Auftreten

nur zu sehr rechtfertigen werde. Aber da nehmen plötzlich die spanischen Wirren eine Gestalt an, welche aus ihnen thatsächlich bereits eine „europäische Frage“ gemacht hat. Möglich, daß die gräuliche Barbarei, welche von entmenschten Banden in den baskischen Bergen geübt wird, noch nicht so bald die volle Beachtung des officiellen Europas gefunden hätte, wenn nicht durch die völkerrechtswidrige Ermordung des Hauptmann Schmidt Deutschland mit Gewalt zur Action getrieben wäre. So mag der Tod unseres unglücklichen Landsmannes wenigstens den Anstoß geben, daß die Mächte endlich darauf finnen, wie Gräueln, die unserm Jahrhundert das traurigste Schandmal aufdrücken, ein Ziel zu setzen. Heißblütige Gemüther haben sofort von einer regelrechten deutschen Expedition gegen die Carlisten geträumt. Man hat gemeint, da die Madrider Regierung offenbar nicht im Stande sei, Deutschland für die Unthat ihrer rebellischen Unterthanen Genugthuung zu verschaffen, so sei es vollauf berechtigt, sie sich selbst zu holen. Ueber die völkerrechtliche Zulässigkeit eines derartigen Vorgehens würde sich indeß mindestens streiten lassen, und politisch klug wäre es auf keinen Fall. Denn daß ein einseitiges Fußfassen Deutschlands auf der iberischen Halbinsel für unsere Beziehungen zu den übrigen Mächten nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben könnte, liegt auf der Hand; diese, d. h. unter Umständen einen allgemeinen europäischen Krieg zu riskiren, kann aber unseren Staatsmännern im vorliegenden Falle nicht in den Sinn kommen. Sollte Don Carlos, was nichts weniger als wahrscheinlich ist, jemals die Gewalt über Spanien in seine Hände bekommen, alsdann wäre es noch Zeit, für den gemordeten Hauptmann Rechenschaft von ihm zu fordern; wird er mit seinen Banden vernichtet, so ist unser Landsmann von selbst gerächt. Mit der Entsendung eines Geschwaders in die nordspanischen Gewässer aber thut die deutsche Regierung nichts Anderes, als was alle übrigen Mächte auch thun sollten. Wir wissen nicht, wie weit die Nachricht auf Wahrheit beruht, daß die deutsche Regierung im gegenwärtigen Augenblicke mit großer Energie die Anerkennung der Regierung des Marschalls Serrano bei den europäischen Cabinetten betreibt; aber das unterliegt keinem Zweifel, daß auch ohne diese Anerkennung die Mächte, von denen keine einzige die Carlisten als kriegsführende Partei anerkannt hat, die aber sämmtlich mit der Madrider Regierung in officiösem Verkehr stehen, gegen Spanien in Bezug auf den Bürgerkrieg dieselben völkerrechtlichen Verpflichtungen haben, wie gegen jede andere befreundete Macht, daß sie also auch eine Unterstützung des carlistischen Aufstandes von außen her nach Kräften zu verhindern suchen sollten. Nicht minder ist es Pflicht aller Mächte, ihren in den von den Carlisten heimgesuchten Gegenden aufhältlichen Staatsangehörigen, resp. deren Eigenthum soviel wie möglich Schutz zu gewähren. Und so wird es nicht Wunder nehmen können, wenn außer den deutschen

alsbald auch noch Kriegsschiffe anderer Nationen sich an den cantabrischen Küsten einfinden werden. Von einer wirklichen Intervention ist dabei keine Rede, am wenigsten von einer solchen „aus Furcht vor dem Siege des Legitimismus und Katholicismus“ (soll heißen Ultramontanismus), wie die Klerikalen insinuiren. Der bourbonisch-jesuitischen Universalherrschaft wird sich die Welt zu verwahren wissen, selbst wenn es dem sauberen Kleeblatt Carlos, Alfonso und Donna Blanca gelänge, mit ihren Mordbrennerbanden das spanische Volk unter ihre Füße zu treten. Sehr überflüssig waren also auch die Posaunenstöße der ultramontanen Presse, mit welchen sie den angeblichen Verrath des deutschen Liberalismus an dem von ihm sonst so heilig gehaltenen Nichtinterventionsprinzip verkündete. Kein Mensch in der liberalen Partei hält heute die Einnischung einer fremden Macht in die inneren Angelegenheiten eines Volkes für minder verwerflich, als vor drei Jahren, wo die Ultramontanen noch von einer deutschen Intervention zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes träumten. Für einen Fall aber kann der Grundsatz der Nichtintervention freilich nicht verbindlich sein, für den Fall nämlich, daß ein Bürgerkrieg die civilisirte Kriegführung dauernd außer Acht läßt und in barbarische gegenseitige Ausrottung ausartet. Es wäre doch wahrlich eine unauslöschliche Schmach für unsere ganze Civilisation, wenn Europa in dem Augenblicke, da es auf einem besonderen Congreß über die Milderung des Krieges beräth, sich absolut außer Stande erklären wollte, einer an die blutigsten Gräuel barbarischer Jahrhunderte erinnernden Schlächtereie ein Ende zu machen! Natürlich ist für ein solches Einschränken der Augenblick noch nicht gekommen. Und wenn er käme, so könnte selbstverständlich nur an eine Collectivintervention der Mächte gedacht werden, es sei denn, daß die eine oder andere sich freiwillig von dem Schritte ausschöpfe. Eine solche Operation steht aber auf jeden Fall noch in sehr weitem Felde. Sollte sie jedoch ja unternommen werden müssen, so set auf die unausbleiblichen Anklagen der ultramontanen Parteigänger des spanischen Prätendenten schon jetzt im Voraus erwidert, daß nicht politisch-religiöse Parteitendenzen, sondern lediglich die Gebote der Menschlichkeit die Triebfeder zu derselben sein könnten. — —

Berlin trägt die Physiognomie der Hundstage: die Straßen wenig belebt, die Linden voll dürrer Laubes, der Thiergarten grau von Staub. Matten Schrittes schleichen die Menschen, und die weltberühmten Araber unserer Droschken üben mehr als je den „Lauffschritt am Plaze“. An zwei oder drei Punkten der Stadt ist die seit einem Decennium und länger ersehnte Canalisation endlich in Angriff genommen; das hindert aber nicht, daß sich die Hölleplage der Rinnsteine noch einmal recht energisch bemerkbar macht. Und wer weiß, ob nicht die picante Erfindung der „Fäkalsteine“ die Durchführung

der Canalisation nochmals in unabsehbare Ferne rückt! Auch das künstlerische Leben hat den niedrigsten Stand der Ebbe erreicht. Die permanenten Kunstausstellungen bieten nichts Außergewöhnliches, die Musik muß sich mit den Räumen der Biergärten begnügen. Der Reihe geschlossener Theater hat sich vor Kurzem auch das Victoriatheater zugesellt — wie es scheint, nicht ganz auf freiwilligen Entschluß. Wie früher erwähnt, hatte in demselben die Gesellschaft des Wiener Strampfertheaters ihr Sommerzelt aufgeschlagen. Leider ist das unholde Verhängniß, das diesmal von Anfang an über den Leistungen der vortrefflichen Gruppe geschwebt, nicht wieder von ihr gewichen. Die Novitäten, welche sie gebracht, erlitten ein in geometrischer Progression steigendes Fiasko. Zuletzt hatte noch der als Komiker unübertreffliche alte Gottsleben das Unglück, mit einer eigenen Posse, deren entsetzlich ungeschickte und geistlose Mache unter dem Eindrucke der während der Vorstellung sich verbreitenden Nachricht von dem Rissinger Attentat von doppelt verderblicher Wirkung wurde, gründlich durchzufallen. Kurz darauf wurden die Vorstellungen plötzlich abgebrochen und alsbald waren unsere Gäste von der blauen Donau verschwunden. Hoffentlich nicht auf Nimmerwiederkehr! Unter den Freunden vollendeter, d. h. drastischer und zugleich gemüthvoller Komik würde es sehr bedauert werden, wenn die munteren Wiener uns nach dem Mißerfolge der diesmaligen Saison auf ewig meiden wollten. Es thut wirklich wohl, nachdem man auf unseren „Volkstheatern“ immer nur Berlin und nichts als Berlin gesehen, einmal ein anderes Volksthum vor Augen zu haben und eine andere Mundart zu hören. Möge sich die Gesellschaft nur wieder in den Besitz eines wirklich guten Repertoires setzen, und sie wird bei ihrer einstigen Wiederkehr finden, daß die Berliner mit der Anerkennung, welche sie so ausgezeichneten Künstlern, wie Schwinghofer, Gottsleben u. s. w. stets gezollt haben, auch in Zukunft nicht zurückhalten werden.

Was das Fiasko der Wiener Novitäten betrifft, so muß freilich zugegeben werden, daß das Berliner Urtheil über den Werth derselben vielleicht kein ganz gerechtes ist. Die Eigenart des Wiener Volkswizes und überhaupt der ganzen Wiener Lebensanschauung ist von der unsrigen doch zu grundverschieden, ferner das Verständniß für die Komik der Mundart mangelt uns zu sehr, als daß wir diese Stücke unter dem allein maßgebenden Gesichtspunkte, unter dem des Localgeistes, beurtheilen könnten, und so mag uns Manches schal dünken, was bei dem richtigen Gefühl für seine Localfarbe vielleicht eine ganz andere Bedeutung gewinnen würde. Diese Gedanken drängen sich unwillkürlich auf bei einer Betrachtung der Vorstellungen, welche die Gesellschaft des Hamburger Schulze-Theaters in den verschiedenen Hamburger Dialekten, Hochdeutsch, Messingsch und Plattdeutsch, zur Zeit im Waltersdorff-Theater zur Aufführung bringt. Die Technik dieser Stücke ist höchst mangelhaft, ihr Witz im Ganzen auch recht dünn gesät, aber was an ihnen so unwiderstehlich fesselt, das ist jenes wunderbare Gemisch von derber Gutmüthigkeit und behäbiger Komik, welches den niederländischen Volkstypen eigen ist und welches wir aus jeder Silbe ihrer breiten Mundart herauszuhören meinen. Wer von uns kann z. B. in dem Schwank „Hamburger Leiden“ seine Lachmuskeln bemeistern, sobald die Tante Grüneise und der Polzist Gädchen nur den Mund zu ihrem Messingsch öffnen! Wir Norddeutsche lachen Thränen über die einfältigen Kaffeeklatschgeschichten, welche die Tante zum Besten gibt; ein Wiener würde sie vielleicht mit Achselzucken oder Kopfschütteln aufnehmen. Dieser Punkt darf nicht außer Acht gelassen werden.

Besseren Glückes als die Strampfergesellschaft können sich zwei andere

Wiener Gäste rühmen, die seit einigen Wochen die Magneten des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters bilden, das Ehepaar Smoboda. Das Stück, in welchem sie floriren, ist eine komische Operette von Johann Strauß, „Die Fledermaus“ betitelt. Der Charakter des von C. Haffner und R. Genée nach dem Französischen bearbeiteten Librettos ist wiederum jenes Mittelding zwischen dem Cynismus der Offenbachianen und einfach harmloser Komik, wie wir es neulich von des letzteren Dichters und desselben Componisten „Carneval in Rom“ erwähnt. Die Handlung ist an sich sehr einfach, aber reich an theils pizanten, theils höchst ergötzlichen Situationen. Von der Musik ist mit dem Namen Strauß Alles gesagt; der berühmte Walzerkomponist hat seine ganze Verve, aber auch seine ganze Liebenswürdigkeit in diese Schöpfung hineingelegt. In der Ausführung wetteifern die eigenen Kräfte der Bühne mit den Gästen an Humor und Gewandtheit. Daß das Ganze seine Wirkung nicht verfehlt, beweist die heutige sechsundzwanzigste Wiederholung — eine Summe, die bei einer Theatertemperatur von durchschnittlich 35° R. schon etwas bedeuten will.

Im Wallnertheater hat die hehre Tragödie Abschied genommen und die neckischen Kobolde der Posse behaupten das Reich wieder allein. Diesmal ist es ein Mitglied der Bühne selbst, Herr Willen, welcher für die dringend nothwendig gewordene Novität gesorgt hat. Sein „Volksstück mit Gesang“, betitelt „Der große Wohlthäter“, erzielte, wenigstens am ersten Aufführungsabend, einen ziemlich durchschlagenden Erfolg. Derselbe war aber den Schauspielern, nicht dem Stücke zu verdanken. Der „große Wohlthäter“ selbst ist einer jener halsabschneiderischen Frömmeler, die schon von ganz andern Genies auf der Bühne gezeigelt sind. Das Sujet ist also nichts weniger als originell. Die Handlung, im ersten Acte recht ansprechend angelegt, fällt in den beiden folgenden total auseinander. Das Ganze würde unfehlbar scheitern, wenn nicht im letzten Act zwei Personen die Freundlichkeit hätten, sich in der unmotivirtesten Weise von der Welt eine halbe Stunde lang gegenseitig ihre schauspielerischen Fähigkeiten zu beweisen. Diese „Einlage“ wurde denn freilich von Fräulein Wegner und Herrn Engels so glänzend executirt, daß man das Haus nicht verließ, ohne sich lege artis „amüfirt“ zu haben. Nur hätte der schöne Name „Volksstück“, Angesichts des im letzten Winter von derselben Bühne ans Licht geförderten wirklichen Volksstücks „Mein Leopold“ nicht so gemißbraucht werden sollen. Die eingestreuten Couplets sind übrigens theilweise nicht übel; das Lied „Am grünen Strand der Spree“ hat eine recht anmuthige Melodie, nur bewies der unbändige Beifall, mit dem es begrüßt wurde, welch eine Portion von Eigenlob und Schmeichelei der Berliner vertragen kann.

Verichtigung.

In dem Artikel „Kanäle für das deutsche Reich!“ von Ferd. Wörthmann S. 161 fg. sind leider folgende Druckfehler stehen geblieben:

S. 161	3.	16	v. u.	statt:	für die Vorgänge	ließ:	für die Vorzüge des Wassertransports.
164	9	„	„	„	feinere Waaren	„	ferner Waaren.
166	10	„	„	„	Getreidebau	„	Getreidebau,
167	12	„	„	„	aufheben	„	aufheben.
170	7	u.	„	„	Mittelpunkte des Kanals	ließ:	des Handels.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Begler in Leipzig.